

Nr. 99. Bydgoszcz / Bromberg, 1. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von **Hugo M. Kritz.**

Sie gab sich plötzlich verloren. Sie klappte zusammen, sie mochte nicht mehr denken, sie mochte nichts mehr sagen, nicht kämpfen, nicht argumentieren, sie gab sich verloren, sie war gegen Windmühlen geritten, sie mochte nur noch weinen. Dennoch, so sehr sie auch niedergeschlagen, ratlos und ohne Mut war, sie zweifelte keine Sekunde an ihrem Verstand. Sie wußte, was sie gesehen hatte. Und das war es auch, was es ihr unmöglich machte, für ihr nunmehr als sinnlos entlarvtes Benehmen eine Entschuldigung zu finden. Lieber hätte sie sich auf die Zunge gebissen. Wie ein Kind ließ sie sich von Herrn Kilian auf die Schulter klopfen und war ganz still, als er ihr ernsthaft die Adresse eines Nervenarztes nannte, den er ihr wärmstens empfahl. Sogar Professor Meerwaldt — und das war ein arger Schlag — nickte und sagte, so etwas käme öfter vor und sie möchte nur recht bald zu dem genannten Nervenarzt gehen, den auch er bestens empfehlen könnte. Herr Kilian legte sogar den Arm um sie und begleitete sie zur Tür, er war wirklich nett und schien nichts übelzunehmen. Der Wachtmeister hatte sich ordnungsgemäß verabschiedet und befand sich bereits im Garten, als Kilian hinter Lotte die Zimmertür schloß. Gleich darauf hörte Lotte ein schallendes Gelächter. Wie sich die Herrschaften über sie lustig machten! Die Tränen liefen ihr bereits über das Gesicht.

Der Wachtmeister wartete auf der Straße. Eigentlich war er ziemlich geladen mit Explosivität, als er aber Lottes Gesicht sah, sagte er nur: „Na, nichts für ungut. Aber gleich morgen zum Nervenarzt. Verstanden?"

Lotte hielt es für das Verständigste, zu nicken. Damit war der Fall denn auch für den Wachtmeister erledigt. Er warf die Arme im Schwung auf den Rücken und ging mit seinem gewohnten festen Tritt davon.

Er war schon im dunklen Schatten der Häuser verschwunden, da stand Lotte immer noch an derselben Stelle und rührte sich nicht . . .

Schräg gegenüber wartete ein Mann an der Ecke, mit hochgeklapptem Mantelkragen, pfiff leise und versonnen vor sich hin und besah sich prüfend, aber ziemlich ratlos die Häuser in seiner Nähe. Er stand sehr unentschlossen da und schien etwas zu suchen, ging dann ein paar Schritte weiter, entzifferte ein Türschild, ging wieder zurück und zündete sich eine Zigarette an. Als das Streichholz aufflammte, war sein Gesicht zu erkennen.

Und plötzlich rannte Lotte über den Damm, direkt auf den Mann zu und ergriff seinen Arm. „Herr von Schippenheil —?" stieß sie erregt hervor.

„Ja —", sagte er erstaunt.

Lotte atmete tief und befreit auf, wie eine Mutter, deren Kind einer Lebensgefahr glücklich entronnen ist.

„Gott sei Dank", sagte sie, und ihre Augen leuchteten dankbar und zuversichtlich auf, „kommen Sie mit, ich habe mit Ihnen etwas Wichtiges zu besprechen. Vielleicht da drüben in dem Café."

Zuerst hatte er gedacht, es wäre Manja Stojowska, deren Haus er nicht finden konnte, da er den Brief verloren hatte. Jetzt entdeckte er aber plötzlich, daß es das hübsche schwarze Mädchen aus dem Kino war.

„Aber selbstverständlich", sagte er, gehen wir."

2.

Nun war es aber so, daß Oberthür inzwischen eine Zeche von 2 Mark 20 gemacht hatte, das heißt, daß er im Laufe der Zeit, die er murrend und verdrossen auf Lotte wartete, vier Viertel Pfälzer-natur zu 40 Pfennig das Viertel, sowie eine kunstvoll gedrechselte Käsestange, die weniger gut schmeckte als sie vermuten ließ, konsumiert hatte, ohne in der Lage zu sein, diese umfangreichen Bestellungen zu bezahlen. Ja, ohne auch nur im entferntesten dazu in der Lage zu sein. Denn erstens kamen noch zehn Prozent Trinkgeld hinzu, und zweitens besaß er ja überhaupt nur 25 Pfennig in bar und 6 Pfennig in Briefmarken. Lotte kam nicht mit den fünf Mark und das Unglück war, daß sie sich hier „Beim Italiener" verabredet hatten, anstatt in der „Baracke". In der „Baracke", deren Wirt Oberthürs vertrauter Freund war, wäre es ein leichtes gewesen, ein paar Gäste zu einer Partie „Mollengolf" zu animieren. Oberthür war ja ein unbestrittener Meister in sämtlichen nur erdenklichen Arten von Spielen, die in Berliner Kneipen gebräuchlich waren. Mochte man auch befürchten, so wie er sich anstellte, daß er sich jeden Augenblick das Queue in den runden Bauch bohren würde, so blieb doch sehr bald seinen Partnern der Mund offenstehen, denn soviel Kugeln gab es gar nicht, wie er sie wie mit Zauberhand in die Löcher dirigierte mit einer so verblüffenden Selbstverständlichkeit, daß Spielkundige glauben mochten, Mollengolf sei ein Spiel für Kinder. Leider gab es aber „Beim Italiener" keine Möglichkeiten für Oberthürs Künste. Diese langweilige Weinstube für ältere Herren, die aus unerfindlichen Gründen „Beim Italiener" hieß, gehörte seit achtzehn Jahren einem Wiener namens Swoboda, der seit achtzehn Jahren den besonderen Ehrgeiz hatte, berlinisch zu reden. Es war ein Ehrgeiz ohne Hoffnung, denn wenn Swoboda einmal keß sagte: „Nu brat mir eener 'n Storch", so wandten die rechtschaffenen Berliner nur verlegen die Gesichter ab, denn es klang, als wären seine Worte in Wiener Strudelteig gewickelt, der ihm die Zunge verklebte und die Zähne verkleisterte. Herr Swoboda hatte einen dicken Hals, aus dem in treppenförmig gestuften Fettwülsten sein Kinn herauswuchs, er hatte würstchenartige Lippen, eine Bulldoggennase und kleine zwinkernde Äuglein, die nahe beieinander standen. Er hatte immer graue Flanellhemden an und durchschwitzte Hosenträger. Er war kein gemütlicher Mann, der Herr Swoboda, obwohl er dick war. Aber daß dicke Leute gemütlich sind, ist immer eine ebenso unsichere Behauptung, wie etwa, daß dünne Leute kurzsichtig sein müssen.

Was Swoboda gegen Oberthür hatte, war im Grunde ein lächerlicher Verdacht. Inzwischen beschuldigte er ihn,

einen Elefanten gestohlen zu haben. Rings um das Gästezimmer lief in etwa zwei Meter Höhe ein Brett, das beladen war mit den seltsamsten Trinkgefäßen, die je den Hirnen begnadeter Fabrikanten entsprossen waren. Ausgehöhlte Totenköpfe, gläserne Geweihe, Ammen aus Porzellan mit abnehmbarer Schädeldecke, Krüge in Gestalt von runden Mönchen, Humpen als Eselsköpfe verkleidet, als Pickelhauben und Friedhofsurnen. Lotte nannte dieses Zimmer ein Kitschmuseum, weswegen Herr Swoboda sie im stillen für eine „Person" hielt, denn er liebte seine unglücklichen Industrieartikel über alles. Der besagte Elefant aus rotem Glas hatte aufrecht wie ein Hündchen, das schön macht, dagesessen, mit freundlich erhobenem Rüssel, der dazu diente, den Kopf aufzuklappen um Bier in das Innere des Elefanten zu gießen. Das schöne Stück war an einem Abend, als Lotte und Oberthür die einzigen Gäste in diesem Zimmer waren, verschwunden und Swoboda hätte beschwören mögen, Oberthürs Mantel habe eine auffallende Ausbuchtung gehabt, als er das Lokal verließ. Seit damals hatte er einen Groll gegen Oberthür. Der Kellner Hans, den manche Stammgäste befremdlicherweise Anastasius nannten, schürte geschickt Swobodas Groll gegen Oberthür denn er selbst hatte den rosigen Elefanten seinem Schwiegervater in Britz zur silbernen Hochzeit geschenkt.

Der Kellner war ein grüngesichtiger Mensch mit spitzer Nase und gelben Zähnen, die zwischen den Lippen hervorstanden. Er schwang die Hände wie Schaufeln durch die Luft und sagte: „Darf ich um Zahlung bitten. Ich werde abgelöst". Dabei blickte er ziemlich unwillig zur Decke empor.

Es war halb eins. Das Lokal schloß um eins. Oberthür blickte ablehnend vor sich hin. „Ich denke, Sie schließen erst um eins" sagte er stirnrunzelnd.

„Das schon. Aber ich geh nach Hause."

Oberthür rührte sich nicht. „Wer löst Sie denn ab?" fragte er herausfordernd. „Ich habe noch nie bemerkt, daß es hier einen zweiten Kellner gibt, der Sie ablösen könnte."

„Es gibt hier keinen zweiten Kellner. Ich gehe nur nach Hause."

„Sie haben aber doch gesagt, daß Sie abgelöst werden."

„Ist ja schon gut", erwiderte der Kellner gelangweilt. „Zwei vierzig, wenn ich bitten darf."

„Ich erwarte noch jemand", sagte Oberthür leichthin und blickte nach der Tür.

Jetzt richtete der Ober Hans zum erstenmal seine trüben Fischaugen auf Oberthür.

„Sie haben kein Geld?" fragte er sachlich.

Oberthür zuckte die Achseln, als handle es sich um eine lächerliche Angelegenheit.

„Ich muß jeden Augenblick welches bekommen", sagte er lässig.

Darauf glitten die bläulichen Fischaugen langsam von Oberthür ab und blieben an seinem Wintermantel haften, der hinter ihm von einem Garderobehaken kümmerlich herabhing.

„Ich mache Sie aber gleich darauf aufmerksam, daß ich erkältet bin", sagte Oberthür mit einer Festigkeit, die er selbst bewunderungswürdig fand.

„O bitte", meinte der Kellner verdrossen. „Ich habe ja nichts gesagt. Das ist dem Chef seine Sache. Ich geh' jetzt nach Hause."

Er wandte sich ab und ging zu Herrn Swoboda, der hinterm Büfett stand und mit dem kleinen Finger im Ohr bohrte.

Oberthür hatte einen Liter Wein getrunken und seine Vorstellungen waren weder klar noch geordnet. Er verbiß sich jedenfalls in den Gedanken, daß er um seinen Wintermantel kämpfen würde wie ein Löwe. Kalt und feucht war es draußen und die Grippe ging um. Wie schrecklich, daß Lotte nicht kam! Aber um wie vieles schrecklicher war der bevorstehende Kampf mit Herrn Swoboda! Oberthür war friedfertig wie ein Lämmchen. Sein Blick war aber bereits reichlich vernebelt.

Der Buchhändler Pfaffe, der um Tisch nebenan saß und über seine Zeitung hin Oberthür interessiert beobachtete, stellte fest, daß dieser junge Mann die Lippen bewegte und in ziemlich besorgtem Ton mit sich selber sprach. In der Tat hatte Oberthür eine ernste Unterredung mit seinem Schutzengel Emil, die aber leider keinen wunschgemäßen Verlauf nahm. Emil war mißgelaunt und uninteressiert. „Man säuft eben nicht, wenn man kein Geld hat", sagte er und machte etwas Wind mit den Flügeln. „Verlaß mich nicht, lieber Emil", weinte Oberthür. „Ab morgen werde ich arbeiten und ein braver Mensch sein". Emil zuckte gelangweilt die Achseln: „Dich mag Luzifer holen, der Fürst der Finsternis." „O weh", klagte Oberthür, „wegen zwei Mark vierzig!" „Bedaure", sagte Emil kühl, „das Maß ist voll." Es rauschte ein wenig und Emil wer verschwunden. Hilflos und verlassen saß Oberthür an seinem Tisch. Er fühlte sich wirklich sehr elend. Der Buchhändler Pfaffe äugte herüber und mit runden Krähenaugen. Er hatte seine Freude daran. Wie im Kino erwartete er eine lustige Pointe.

Und siehe, Herr Swoboda krempelte die Ärmel seines verschwitzten Flanellhemdes empor und näherte sich watschelnd, ein fettiger, drohender Tank.

„Der Herr haben also kein Geld nicht, wie?" fragte er sehr hochdeutsch und so heimtückisch, daß er vor Anstrengung schielte.

„Hören Sie", Oberthür schnappte nach Luft, „ich bin versetzt worden, ich sollte fünf Mark bekommen, aber es muß ein Unglück geschehen sein, die betreffende Person ist nämlich immer sehr pünktlich, sie ist sicher überfahren worden, aber ich bin ein ehrlicher Mensch, ich kann Ihnen Referenzen angeben. Wissen Sie, was es ist, es ist eine schicksalhafte Fügung. Dagegen kann man nichts tun."

„Haben der Herr vielleicht einen Ausweis bei sich?" fragte Swoboda in amtlichem Ton.

Oberthür suchte fieberhaft in seinen durchlöcherten Taschen, obwohl er natürlich wußte, daß er nie einen Ausweis besessen hatte.

„Ausweis gerade nicht", stotterte er, „mein Name ist Oberthür. Ich bin Komponist."

„Komponist", wiederholte Swoboda vernichtend. „Alsdann sehe ich mich gezwungen, die Polizei zu verständigen."

„Sind Sie verrückt?" rief Oberthür verzweifelt. „Wegen zwei Mark vierzig? Morgen früh bringe ich Ihnen doch das Geld."

„Das kann ein jeder sagen. Der Herr müßten ein Pfand hierlassen."

„Einen silbernen Bleistift. Hier nehmen Sie."

Swoboda nahm den Bleistift wie ein Reptil vorsichtig zwischen seine Wurstfinger, warf einen Blick darauf und legte ihn sofort wieder auf den Tisch. „Alpaka."

„Nehmen Sie meinen Hut! Meine Krawatte."

Swoboda lächelte auf Oberthür herab wie ein böser Riese aus einem Märchen.

„Also dann in Gottes Namen meinen Mantel", sagte Oberthür heldenmütig, „nehmen Sie meinen Mantel. Auf die Gefahr hin, daß ich mir den Tod hole. Sie müssen dann sehen, wie Sie das vor ihrem höchsten Richter verantworten."

Swoboda warf nur einen Blick auf den traurigen Mantel. Dann sagte er geringschätzig: „Nein."

Oberthür fuhr empor. „Sie! Der Mantel hat achtzig Mark gekostet!"

„Vor dreißig Jahren vielleicht." Swoboda richtete sich hoch auf. „Alsdann geh ich jetzt die Polizei anrufen."

In diesem Augenblick erhob sich der Buchhändler Pfaffe und kam händereibend an den Tisch. Er bohrte sein langes und spitzes Kinn in seinen Westenausschnitt und blickte über seinen goldenen Kneifer hinweg arglistig auf Oberthür: „Sie werden gestatten, mein Herr, daß ich die Zeche für Sie begleiche. Es ist mir ein Vergnügen, einem Künstler zu dienen." Er hatte eine tonlose leise Stimme und sprach, fast ohne die Lippen zu bewegen.

Swoboda war direkt böse. „Aber der Herr Doktor kennen ihn doch gar nicht!" sagte er stirnrunzelnd.

Herr Pfaffe blickte starr auf Swobodas Bauch herab. „Vielleicht haben Sie die Güte, mich mit dem Herrn allein zu lassen?" Ein klein wenig schwankte Herr Pfaffe und hielt sich an der Stuhllehne fest.

„Wie der Herr Doktor meinen", sagte Swoboda enttäuscht und schleppte sich langsam hinter seine Theke. Er dachte an den gläsernen Elefanten und fand, daß es eine Gerechtigkeit nicht gab auf dieser Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Weltrekordschwimmerin als Börsenaktie.

Die Wall Street des kleinen Mannes. — Kopenhagen leidet an Sammelwut.

Von unserem Sonderkorrespondenten **K. Schulze-Rikart.**

Mitten im Zentrum Kopenhagens liegt der Nörrevold, eine breite Straße mit einem grün eingefaßten Mittelstreifen. Hier halten zu gewöhnlichen Zeiten lediglich drei riesige Ständer Wacht, von denen jeder wohl über hundert Räder aufbewahren kann. Tag und Nacht kann man sein Rad hier abstellen. Kaum einer hat eine Sicherheitskette oder ein Schloß — und wenn er nach acht Tagen kommt, treu und brav wird er sein Rad wieder hier vorfinden.

Jetzt reichen die drei Ständer bei weitem nicht mehr und täglich wogen auf dem Nörrevold die Menschen. Vom Schüler bis zum Oberlehrer, vom Milchjungen bis zum General-Repräsentanten findet sich hier alles ein, was einen Augenblick Zeit hat und handelt . . . mit Jenny Kammersgaard. Jenny wird versteigert — am Laternenpfahl klettert der jeweilige Auktionator hoch und schreit in die Menge. Sprungartig gingen in diesen Tagen die Preise hoch. Von 13 Kronen stiegen sie auf 14, 16, 17 und zur Zeit bietet man allgemein 18 Kronen.

Geschäfte mit einem Mädchenbild.

Herrgott, was für anrüchige Geschäfte sind es, die hier mit der jungen, sympathischen dänischen Weltrekordschwimmerin gemacht werden, die im Vorjahr das Kattegat bezwang? Für die nächste Zeit hat doch Jenny Kammersgaard neue Schwimmleistungen vor, sie trainiert eifrig. Fast jeden Tag bringen die dänischen Zeitungen ihr Bild . . . und hier versteigert man sie?

Es dauert lange, ehe man begreift, um was es geht. Nur kleine, einfach bedruckte Fetzchen Papier mit ihrem Bild werden zu diesen Preisen verhandelt. Da hat nämlich eine hiesige Zeitung eine Sammelbilder-Konkurrenz ausgeschrieben. Sie zahlt für jede komplette Serie von Sportlerbildern, die sie ihrem Blatt unregelmäßig beifügt, die Summe von 25 Kronen. Bald merkte die Öffentlichkeit, daß einige von den Bildern höchst selten auftauchten, am seltensten das Bild der beliebten Jenny Kammersgaard. So entwickelte sich bald ein schwunghafter Handel mit diesen Bildern — warum sollte man sich nicht die fehlenden Stücke dazu kaufen, wenn man dann glatte 25 Kronen ausgezahlt erhielt? So schoß die Börse vom Nörrevold aus dem Boden, die heute in ganz Kopenhagen ihre eigene Berühmtheit hat.

Heute kommt es nicht allein mehr auf den 25-Kronen-Preis der Zeitung an, heute hat man so allgemein seinen Sammel-Ehrgeiz bekommen. Alle Sammelbilder, die Kaffee-, Tee- und sonstige Firmen herausgeben, werden schwunghaft gehandelt. Die ganze Stadt ist von einem unglaublichen, beinahe kindischen Sammelfieber ergriffen. Trifft man einen guten Bekannten auf der Straße, so ist es wichtiger, daß man ihn höflich nach seiner neu erworbenen „Jenny" fragt, als nach dem Befinden seiner Gattin. Es heißt, daß die Wall Street des kleinen Mannes am Tage rund 4000 Kronen umsetzen soll. Das bedeutet bei den kleinen Beträgen, von 30 Öre bis zu dem ungeschlagenen Rekord der Jenny Kammersgaard mit 18 Kronen, wirklich allerlei. So, daß die Polizei verschiedentlich drohte, den ganzen Unfug zu verbieten.

35 000 Kronen durch Börsenbetrug.

Der unvergleichliche Umfang dieses seltsamen Handels geht aus der neuesten Börsensensation hervor. Auch diese Börse hatte ihren Kurssturz und Krach, der hunderte von Menschen in Sorgen stürzte. Neben diesem Handel in der „offiziellen" Freiluftbörse werden die Bilder auch durch Zeitungsinserate gehandelt. In jeder Nummer finden sich rund 10 Inserate mit Angebot und Nachfrage. Die Börsenpreise sind natürlich maßgeblich. Bis plötzlich ein Mann auf Jylland mit vollem Namen und Adresse große Inserate in sämtlichen Kopenhagener und zahlreiche Provinzzeitungen einrücken ließ, in denen er Jenny-Kammersgaard-Bilder zum Preise von 4,50 Kronen anbot. Bedingung war Voreinsendung des Betrages.

Aus allen Teilen Dänemarks gingen bei dem Mann auf Jylland prompt die 4,50-Kronen-Beträge ein, man ist hier wahrhaft gutgläubig. Jeder Einsender bekam auch prompt ein Bild der Kammersgaard, säuberlich auf Pappe aufgezogen und gerahmt, ein Druck war es, der auch leidlich Ähnlichkeit aufwies — aber das gewünschte und gesuchte Sammelbild war es nicht. Das hatte das Inserat aber, wenn man genauer hinsah, aber auch gar nicht versprochen.

Dieses einzigartige Geschäftstalent auf Jylland setzte innerhalb von wenigen Tagen, wie die Polizei inzwischen feststellte, den Betrag von 35 000 Kronen um, was einen Begriff davon gibt, mit welchen Summen diese kuriose Freiluftbörse mitten im Herzen Kopenhagens rechnet.

Man wird dem Mann auf Jylland nicht einmal betrügerische Absichten nachweisen und ihn deshalb nicht bestrafen können. Sehr wahrscheinlich wird aber darauf hin nunmehr in den nächsten Tagen der ganze seltsame Handel verboten werden. Ein neuer Geschäftszweig, durch den zahlreiche Arbeitslose sehr gute Verdienste erzielten, ging auf, wie eine seltsame schillernde, bunte Seifenblase und zerplatzt nun ebenso schnell.

Im Gegenteil, im Gegenteil!

Heiteres von **Felix Riemkasten.**

„Deine dummen Witze", sagte meine Frau, „kannst du lassen!" Und das ist ein Irrtum, denn ich kann sie nicht lassen. Immer, wenn ein anderer Mensch es gar zu eifrig treibt mit dem Eifer, reizt es mich zu Witzen. Mit solchen Witzen ist es stets so: der, der sie macht, hält sie für geistreich, aber der, den sie treffen, erklärt sie für ganz dumme und runzelt kriegerisch die Stirn. Der Anlaß aber war zeitgemäß. Es ging um das Großreinemachen, die Frühjahrsreinigung.

Manche reinigen sogar sich selbst innerlich. Nicht etwa, daß nun gute Vorsätze . . . Nein, sie reinigen ihr Blut mit Blutreinigungstee. Die Hausfrauen aber beschließen, das ganze Haus innen und außen wie oben und unten völlig zu reinigen, und darüber fühlen die Männer sich furchtbar gelächert und machen diese Art von Witzen. Sie sind genau so alt, diese Witze, wie die anderen Witze über die Schwiegermutter.

Inzwischen hat die Wissenschaft festgestellt, und die Erfahrung hat es gestätigt, daß die Witze über die Schwiegermutter gänzlich unberechtigt sind. Die Schwiegermutter ist so gut ein Mensch wie jeder andere, und falls sie böse aussehen sollte, so ist sie nur böse, weil sie es so gut meint. Sie meint es so gut, daß sie . . .

Also gib ihr recht, denn sonst verdirbst du es mit deiner Gattin!

Nicht sehr viel anders steht es mit der großen Reinigung in der brausenden Frühlingszeit. Gib auch hier deiner Gattin durchaus recht, unterdrücke deine Sucht zu dummen Witzen und achte die Überlieferung. Im Grunde genommen machen die Männer diese Witze nur aus seelischer Notwehr. Niemand kann sich hängen lassen, ohne einen gewissen Galgenhumor bis zur vorletzten Leitersprosse mitzunehmen. Auf der allerletzten Sprosse fühlt sich freilich selten jemand noch tatsächlich humorig. Alsdann schmeckt es schon bitter.

Nun aber sieh dir deine Frau an, deine Gattin, deine Gemahlin. Sie ist jetzt von alledem nichts mehr, denn du bist klein geworden vor dem viel Größeren, das jetzt in ihr aufsteht. Du, der Mann, bist nur nötig als Gründer des Haushalts, aber sie ist die Erhalterin. Dich liebt sie, aber jeglichen Verfall und besonders jeden „Dreck" haßt sie, sie bekämpft das. In täglichen Kleingefechten kämpft sie das ganze Jahr hindurch gegen die vordringenden Patrouillen des Verderbs, gegen den leichten Staub, gegen die Spinnwebnester, gegen die Kratzer auf den Möbeln und die Ansammlung tückischen Staubs in entfernten Winkeln. Sie vernichtet im Kleinkrieg das Kleine, das täglich sich einfindet, um täglich beseitigt zu werden. Da sie aber weiß, wie tückisch des Feindes Macht und Sinn sind, so hat sie sich längst schon vorgenommen, einmal bei der richtigen Gelegenheit den ganz großen Gewaltschlag zu machen, und dann ringt sie um dein Heim, um den Bestand, um die Erhaltung, um jeden Fußbreit Sauberkeit, und indem sie die Wohnung reinigt, beweist sie ihren Kulturwillen, ihr

Menschentum, ihr Großsein bis zur Selbstaufgabe; denn wenn schon einer von beiden weichen muß, entweder der Dreck oder der Mensch, so soll es der Dreck sein, beschloß sie.

Deine Wohnung war bisher deine Höhle, in der du lagest wie der Dachs im Bau. Dich, als Mann, hat ein gewisses Weniges an Schludrigkeit noch nie zu sehr gestört. Es durfte nicht überhand nehmen, das versteht sich, es war sogar schon manchmal Besorgnis erregend; aber du, der Mann, hast dich lieber zehnmal murrend zurückgezogen vor dem Ungemach, als einmal mannhaft . . . Denn wozu soll ich es heute wegmachen, wenn es morgen schon wieder da ist? Du, der Mann, hast es bereits überlegt und durchgerechnet. Du meinst: Vergehen muß alles sowieso, also lassen wir es getrost vergehen und kaufen uns dafür etwas Neues, wenn das Alte eines Tages zusammenbricht! Und es war nichts weiter auf deiner Stirn als eine ungute Bewölkung, im übrigen aber hast du Zeitung gelesen und hast dich versteckt vor der Notwendigkeit.

Und nun kommt deine Frau, denkt hierüber anders und ist gewillt, nicht nur etwas zu denken — wie du —, sondern etwas zu **tun**, was du nie tun tätest. Du tust überhaupt gar nichts. Nur umhermeckern kannst du, du willst deine Ruhe haben, aber wenn dann eines Tages . . . Ja, so einer bist du, mein Lieber!

Und hier setzen sich dumme Männer nun zur Wehr und erwidern etwas, während die klugen Männer einen Augenblick lang ihre Zeitung weglegen und zärtlich tun und die Gattin sogar um die Hüfte fassen und sie treu ansehen und ihr tröstend und ermutigend sagen: „Ja, mein liebes Schnuckelchen, du hast ganz recht!“

Und danach machen sie dann **keine** dummen Witze. Sie nehmen still ihren Hut und gehen. Sie gehen, so sie nicht nur kluge Männer sind, sondern brave Männer (es soll solche geben, tatsächlich), ein paar Tage lang abends weg, aber nicht übertrieben lange. Sie bringen sogar ein Blümchen mit oder etwas Leckerliches, sie sehen es einfach nicht, daß der Tisch auf dem Schrank steht und daß ihre Bücher anders geordnet sind — o weh —. Das sehen sie alles gar nicht. Ja, diejenigen sogar, die ganz und gar abgefeimte Heuchelbrüder und Schurken sind, machen es sogar unglaublich diplomatisch. Sie sagen: „Das sieht jetzt aber herrlich bei uns aus, ja, das gefällt mir!“ Und wenn die Frau dann fragt: „Und nun sage mir, hast du überhaupt davon etwas gemerkt?“ Dann tun sie erstaunt und sagen beinahe mit Empörung: „Gemerkt? Ich habe fast **gar nichts** davon gemerkt!“

Solche **haben** dann was von ihrer Frau. Sie werden von da an und für immer geliebt und heißen „mein **guter Mann**“.

Also ganz dumm sind die Vollerköppe, die über das große Reinemachen schimpfen; und traurig dumm sind die Geistreichen, die da meinen, es sei jetzt eine Gelegenheit, geistreich zu werden. Im Gegenteil, im Gegenteil!



Bunte Chronik



Die Nachwelt flicht den Clownen Kränze.

Der Spruch von dem Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, konnte bis heute auch auf den Conférencier oder den Clown angewandt werden. Dies hat einem Freund und Verehrer aller menschlichen Clownerien den Plan eingegeben, in Paris ein Museum für die Kunststücke und Späße aller Clownes der Welt einzurichten. Die künftige Erinnerungsstätte an die zahlreichen Witze, Späße und Tricks in der Manege wie auf den Varietébühnen wird Photographien, Biographien, Gewänder, Masken, kurz alles enthalten, wodurch Clowne und Conférenciers ihre Mitmenschen erfreuten. Niemand wird ausgenommen, weder die kleinen noch die großen Clowns, weder die bekannten noch die verkannten. Sogar den verstorbenen Clown-Geschlechtern, den Dynastien Zacchini oder der Fratellini, werden in dem Museum Denkmäler der Erinnerung gesetzt werden, so daß der Rundgang durch diese, dem Humor und der Komik geweihte Stätte den Besuchern einen Blick über die vollständige Geschichte des Zirkus- und Varietéclownwesens bieten wird.

Stechameisen erproben Negerliebe.

Bei den meisten Negerstämmen des ungeheuren Kongogebiets, überhaupt fast in ganz Zentral-Afrika herrschen merkwürdige Sitten für angehende Ehemänner. Die Neger, vor allem die Häuptlinge und Medizinmänner, sind der Ansicht, daß sich nicht jeder Mann zu einem braven Ehemann eignet, sie haben deshalb ein Verfahren erfunden, um die Ehekandidaten ihrer Stämme für die Ehetauglichkeit zu prüfen.

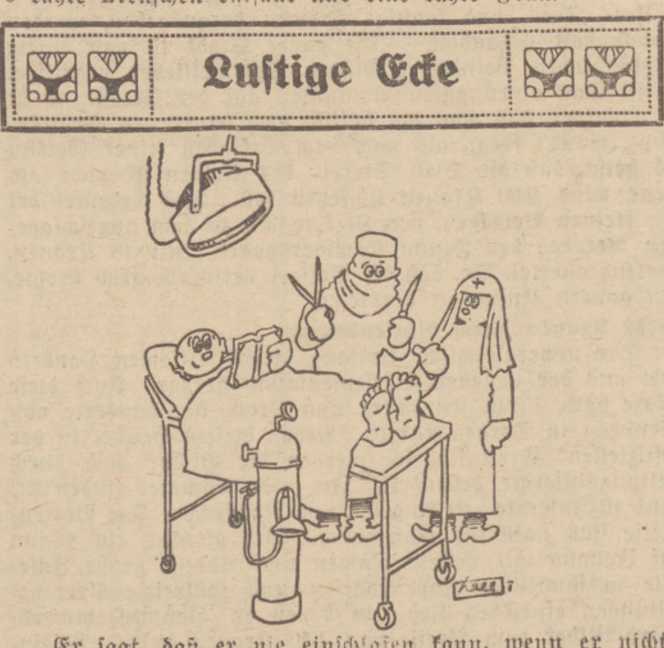
Auf der Volksversammlung werden unter allerlei Zeremonien und beschwörenden Geistertänzen des Medizinmannes dem heiratslustigen Negerjüngling die Hände zusammengebunden. Ein Sack, der mit Stechameisen prall gefüllt war, wird herbeigebracht und ihm über den Kopf gezogen. Die Sackenden werden stramm an den Handgelenken befestigt. Die Ameisen ergießen sich in hellsten Scharen über den nackten Körper . . .

Alles hängt nun von seiner Standhaftigkeit ab. Das Kribbeln und Stechen der Tausende von Ameisen auf seinem Körper ist kaum zu ertragen. Aufmerksam beobachtet ihn der Häuptling, der Medizinmann und die Ältesten des Stamms. Zwei Stunden muß der Prüfling diese Marter aushalten, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann erst wird er für tauglich befunden, auch die Sorgen und Unannehmlichkeiten des ehelichen Lebens zu erdulden.

Der Klub der Kahlköpfe teilt mit:

In Amerika haben sich eine Reihe von Glatzköpfigen zum „Klub der Kahlköpfe“ zusammengeschlossen. Die Mitglieder sehen ihre Aufgabe darin, die Bürger der Welt, vor allem jene, denen das Schicksal auf dem Kopf so arg mitgespielt hat, über Vor- und Nachteile des Kahlkopfes aufzuklären, kurz, die Ergebnisse der Kahlkopfforschung bekanntzumachen. In den jüngsten Bekanntmachungen teilte der Klub der Kahlköpfigen u. a. mit: Im Orient werden Glatzköpfige weit mehr respektiert als im Okzident. — Wenn Sie mit 55 Jahren noch im Vollbesitz ihres Haarschopfes sind, werden Sie fast niemals eine Glatze bekommen. — Rothaarige verlieren selten ihre Haare (übrigens ein schwacher Trost). — Verbrecher sind häufiger glatzköpfig als ehrenwerte Leute, wie statistische Untersuchungen in amerikanischen Gefängnissen erwiesen haben. (Wahrscheinlich hat das untersuchende Klubmitglied dabei die kahlgeschorenen Köpfe der Zuchthäusler mitgezählt.) — Leute mit dichtem Haarschopf haben mehr Körperkräfte als Leute mit Glatze. Glatzköpfigkeit zeigt schlechte Blutzirkulation an, die sich an der Schädelhaut in besonders fataler Weise bemerkbar macht. — Unter Glatzköpfigen gibt es ebenso viel Irre wie vernünftige Menschen. — Auf 76 kahle Menschen entfällt nur eine kahle Frau.

Lustige Ecke



„Er sagt, daß er nie einschlafen kann, wenn er nicht vorher ein paar Seiten in einem Roman gelesen hat!“

Verantwortlicher Redakteur **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.